

## Adornos Puppenstube

**Eine Widmung und ihre Geschichte** Wie ein Tattoo von Lilli Palmers Sohn zu den Wurzeln eines großen Philosophen führte

Auf dem Viktoria-Luise-Platz in Berlin kauerte neulich, wie hingestürzt, ein schwerer Mann mit weißem Bart, neben sich eine Flasche „Poliboy“, Metallpolitur. Ob sie helfen könnten, fragten die Leute, ob ihm etwas zugestoßen sei. Nein, log der Mann und sagte, er putze nur die Stolpersteine seiner Familie.

Carey Harrison hätte erzählen können, dass seine Mutter eine berühmte Schauspielerin gewesen ist, sein Vater einen Oscar bekommen hat, dass ihn selbst, noch als Säugling, fast eine V1-Flugbombe erschlagen hätte und er im Übrigen auch Bischof von Woodstock sei.

Aber das erzählte er nicht. Sondern putzte weiter das Messing im Pflaster: „Hier wohnte Heinrich Peiser Jg. 1875 Deportiert 29.7.1942 Theresienstadt Ermordet 18.8.1942“. Der Großonkel. „Es ist sehr wichtig, diese Stein zu putzen“, sagt Harrison. Er spricht noch gut Deutsch.

Carey Harrison hat über 40 Theaterstücke geschrieben, Hörspiele und dicke Romane. Zurzeit ist er Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin.

Sein Großvater leitete das jüdische Krankenhaus. Jeden Tag sei er mit der U-Bahn durch Berlin gefahren. „Eines Morgens hieß der Bahnhof am Bülowplatz plötzlich Horst-Wessel-Platz. Mein Großvater wusste, ach Gott!, es gibt keine Hoffnung mehr.“ Und schickte seine Tochter Lilli voraus nach Paris.

Lilli Palmer, gebürtige Peiser, hat darüber später geschrieben. Ihr Buch „Dicke Lilli, gutes Kind“ stand Mitte der Siebziger in allen Schrankwänden der Bundesrepublik. Vielleicht, weil Lilli Palmer einer der wenigen Hollywoodstars deutscher Herkunft war. Vielleicht auch, weil sie darin von ihrer anderen Herkunft schrieb, vom „Blitz“ im Londoner Exil, von der V1 und von Tante Selma und Onkel Heinrich und Cousine Lotte, deren Gedenksteine das inzwischen weißbärtige Kind Carey auf dem Viktoria-Luise-Platz schrubbt.

Harrisons Romane sind so zusammengesetzt aus den Splittern eines Jahrhunderts wie er selbst. Er nutze, sagt Harrison, die Zeit in Berlin, um in die Archive zu gehen. Es sei erstaunlich, was sich dort findet. „Ich wusste, dass die Juden ihre Fahrkarten in die Lager selbst bezahlen mussten. Bei der Reichsbahn. Aber ich wusste nicht, dass es Familienrabatt gab. Ist das furchtbar, oder ist es nicht?“

Harrison lehrt englische Literatur am Brooklyn College in New York, er hat sich dort das Büro mit Allen Ginsberg geteilt, dem Dichter der Beatgeneration. Dort hörte er auch von der Moorish Orthodox Church of America, einer Hippie-Religion aus Sufismus, Tantra und Black Islam:

„Ich hätte auch Papst werden können, aber damit hatte meine Frau ein Problem. Sie ist katholisch.“

Sein Vater war Rex Harrison, der George Clooney der Sechzigerjahre. „Sexy Rex“. Die Ehe mit Lilli Palmer hielt, bis ein Starlet sich seinetwegen umbrachte und Lilli Palmer den Schauspieler Carlos Thompson heiratete. Carey Harrison ist selbst zu sehr Beatnik, um sich darüber sonderlich Gedanken zu machen: „Meines Vaters fünfte Frau war ein ehemaliges Girlfriend von mir. Ich habe es ihm nicht übel genommen. Ich war ganz froh darüber.“

Harrison spricht in seinem Kensington-Tonfall. Er gehört zu den Menschen, die einem das Gefühl geben, gerade etwas sehr Bemerkenswertes gesagt zu haben. Er erzählt wiederholt, dass seine jüngste Tochter in Berlin studieren möchte, hier bleiben, nicht zurück in das „Great again“-Amerika. Für ein Porträt geht er in den Grunewald, legt sich nackt auf den Boden. Er sagt: „Meine Mutter hat diesen Geruch der Kiefern und der Erde geliebt. Ich bin ein Teil von der Erde in Berlin. Von das lebendige Berlin, nicht von der Asche.“

Dieser Berliner Brite aus New York, jüdischer Bischof von Woodstock, Beatnik und Untergrundkämpfer, mit seinen zwei Vätern und vier Kindern mit drei Frauen. Harrison ist ein Geschichtsknäuel, bei dem es reicht, ein Fadenende aufzunehmen, um an allen Ecken des Jahrhunderts herauszukommen.

Er ist jetzt 73 Jahre alt. Vor einigen Jahren hat Harrison sich ein Tattoo auf den Rücken stechen lassen. Das erste Kapitel der „Minima Moralia“ von Theodor W. Adorno, dem Philosophen. Buchstabentürme wie Gesetzestafeln: „Für Marcel Proust. – Der Sohn wohlhabender Eltern, der ...“ Der Text ist gut zu lesen. Wenn Harrison frühmorgens ins Stadtbad Wilmersdorf geht, spricht ihn keiner darauf an.

In den „Minima Moralia“ von Theodor Wiesengrund Adorno ist oft von Kindheit die Rede, so im 86. Kapitel: „Wie der Intellektuelle es macht, macht er es falsch. Er erfährt drastisch, als Lebensfrage die

schmähliche Alternative, vor welche insgeheim der späte Kapitalismus alle seine Angehörigen stellt: auch ein Erwachsener zu werden oder ein Kind zu bleiben.“

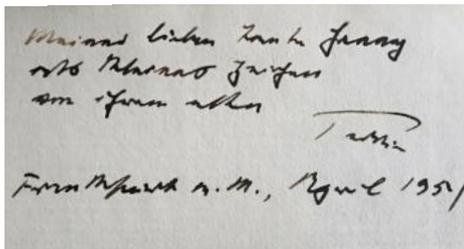
Das Zitat habe ich in einer Ausgabe nachgeschlagen, die irgendwann im Bücherregal meiner Eltern stand. Ein veilchenblau gebundener Band, eine Erstausgabe. Zum ersten Mal fällt mir die Widmung auf: „Meiner lieben Tante Jenny, als kleines Zeichen, von ihrem alten Teddie“.

Meine Eltern wohnten zur Untermiete bei einem alten Ehepaar, den Villingers. Sie war eine geborene Wiesengrund, die „Tante Jenny“. Er spielte auf der Zither, meine früheste Erinnerung. Als die Villingers starben, sei die Uhr im Flur stehen geblieben. Die Enkelin muss das Buch verschenkt haben, zusammen mit einem alten Puppenhaus, mit elektrischen Leitungen, die nie funktionierten. Wir haben tagelang damit gespielt. Wie vielleicht auch, zu Besuch bei der Tante, der junge Teddie Wiesengrund.

Alexander Smoltczyk



Harrison



Adorno-Widmung

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

ALEXANDER SMOLTCTZYK / DER SPIEGEL